

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 99 (1973)
Heft: 35-36

Artikel: Ein Schweizer Sonntagsbild
Autor: Heisch, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-512005>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

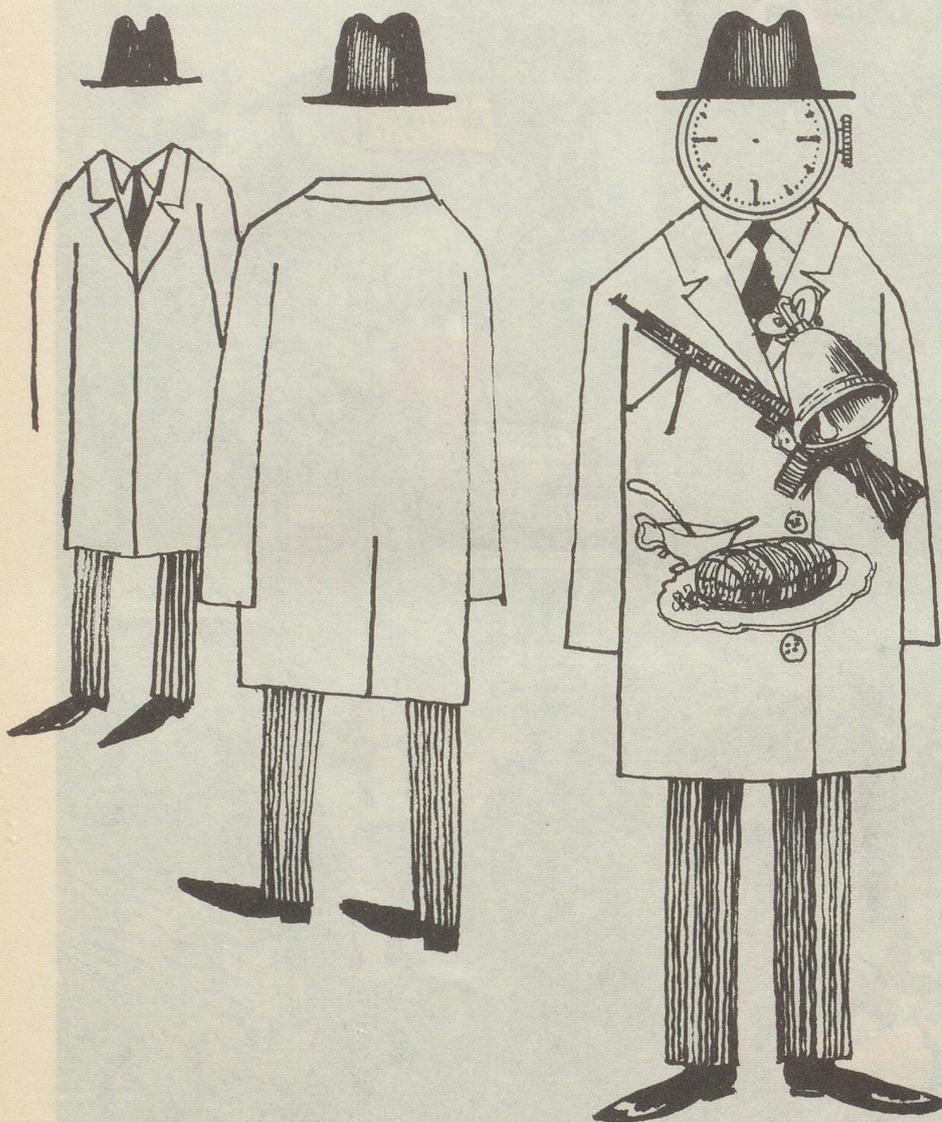
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Peter Heisch

Ein Schweizer Sonntagsbild



*Als Schweizer geboren werden,
ist ein großes Glück.
Es ist auch schön, als Schweizer
zu sterben.
Aber was tut man dazwischen?*

(Roda Roda)

Wahrscheinlich heißt er gar nicht Bünzli. Schubiger, Füllimann und Neuenchwander sind mindestens ebenso ehrenwerte Namen. Aber unter Bünzli kann sich jeder Schweizer wenigstens etwas vorstellen. Namen, die eine Identifikation erlauben, sind ausgesprochen sympathisch.

Sagen wir: Unser Bünzli schläft an diesem Morgen so lange, bis er von selbst erwacht. Ein ungeheurer Luxus, den er sich nur alle sieben Tage leisten kann. Wäre es Werktag, so hätte ihn längst der Wecker frühzeitig und auf die Minute genau aus den Federn

gejagt. Ein Werktag hat seine feste Ordnung. Er mahnt zur Pflichterfüllung. Sein Ablauf erfolgt über eine gut eingespielte Walze von bester Präzisionsmechanik. Dagegen ist man an Sonntagen ein wenig hilflos, gleichsam aus der Bahn geworfen. Natürlich konnte es vorkommen, daß er sich sogar an einem Sonntagmorgen vom Wecker aus dem Schlaf reißen lassen mußte: Vor dem Jahresausflug eines seiner Vereine, bei Betriebsexkursionen oder anlässlich des Kantonalen Jodler- und Schwingerfestes. — Nach dem Erwachen steht er nicht gleich auf, sondern wartet, bis auch seine Frau neben ihm die Augen aufschlägt und Anstalten macht, sich zu erheben, um den Kaffeetisch zu richten. Es gibt Ankezoopf, und das Radio liefert dazu Orgelmusik, vermutlich von Bach. Draußen ist der Himmel entweder blau, leicht bewölkt oder verhangen. Je nachdem deckt sich seine Beschaffenheit günstigstenfalls mit der Vorhersage der Meteorologischen Zentralanstalt vom Vortag. Hingegen herrscht bei Föhn gereizte Stimmung.

Bei leidlich schönem Wetter tritt Herr Bünzli alsbald seinen gewohnten Morgenspaziergang an, damit seine Frau in Ruhe den Sonntagsbraten richten kann. Er könnte zwar auch in die Kirche gehen, wenn gerade ein hoher Festtag wäre. Auf dem Weg in die Stadt, den er sonntags ausnahmsweise zu Fuß zurücklegt, kommt er in Hörweite eines Schießstandes. Herr Bünzli vernimmt die Stimmen der Gewehre mit ausgesprochenem Wohlgefallen; jedenfalls solange es sich um Schweizer Gewehre handelt. Das Geräusch — mochten es subversive Elemente als Lärm bezeichnen — hat etwas Heldenhaftes. Musik der Freiheit. Sie gehört zur Schweiz wie die Glocken zur Kirche. Ohne beides wäre ein Schweizer Sonntag undenkbar.

In der Bahnhofunterführung sieht unser Spaziergänger eine Menge Plakate: Wengen, den Säntis, Locarno, Klosters und den tiefblauen Thunersee darstellend. Höchstwahrscheinlich ist an einem dieser Orte einer seiner Söhne Gerant eines Hotels — oder Uhrmacher. Auch die Ankündigung einer SBB-Sonderfahrt zu einer Landsgemeinde ist ausgeschrieben. Urzelle der Demokratie in den Bergen. «Ja, uf de Alpen obe isch e luschtigs Läbe», summt Herr Bünzli freudig bewegt. Er ist im übrigen davon überzeugt, daß die Schweizer die Berge als Vorschuß für gutes Betragen bekommen haben. — Vor dem Bahnhofgebäude spielt eine Brigade der Heilsarmee. Herr Bünzli geht ungeniert an ihrem Kollektehafen vorbei. Er hat sich erst gestern für «Terre des hommes» die Schuhe putzen lassen. Sein Gewissen ist also rein. Nun steuert er auf den Kiosk zu. Um ihn zu erreichen, muß er sich zunächst durch eine Horde Fremdarbeiter durchkämpfen, welche wild palavernd den Perron bevölkert. Selbstverständlich hat Herr Bünzli nichts gegen Tschinggen. In den Ferien mochte er sie sogar ganz gut lei-

den. Er weiß im Grunde, wie sehr man sie braucht. Aber an Sonntagen wie überhaupt nach Feierabend sollte man sie wieder über die Grenze stellen lassen, weil sie da so gar nicht ins Bild der schönen Schweiz passen. Außerdem gibt er ihnen zur Hauptsache die Schuld daran, daß vieles nicht mehr so ist wie es früher war. — In einem Moment, da er sich unbeobachtet wähnt, holt sich Herr Bünzli (studienhalber) eines der von ihm oft beschimpften schwäbischen Busenheftli vom Zeitungsständer, greift nach dem in seinen Kreisen verpönten «Blick» und verlangt laut die «NZZ», die ihm als Alibi und Feigenblatt für den Heimweg dient. Durch den Lautsprecher wird jetzt bekanntgegeben, daß der Schnellzug aus Mailand fünfzehn Minuten Verspätung hat. Ihn wundert das nicht. Er kennt schließlich diese ausländische Unzuverlässigkeit. Sicher streikten die wieder dort unten. Kopfschüttelnd stellt er sich die müßige Frage, warum die übrige Welt nicht ebenso in Frieden leben kann. Er gehört zwar nicht zu denen, die sich einbilden, den immerwährenden Frieden geschenkt bekommen zu haben. Oh nein, geschenkt gewiß nicht. Er kostete seinen Preis, und dazu rechnet er vor allem seine Aktivdienstzeit. Wer sie nicht mindestens mitgemacht und dem Feind mutig ins Auge geblickt hat, kann über entscheidende Dinge gar nicht mitreden im Land. Daher geht den Jungen auch jegliches Urteilsvermögen ab. Aber mit Kriegsdienstverweigerern macht man glücklicherweise kurzen Prozeß. — Anschließend begibt sich Herr Bünzli vermutlich zum Abstimmungslokal. Oder er diskutiert zumindest im «Rößli» über die Vorlage vom kommenden Sonntag. Schweizer zu sein ist eine Berufung, die einen voll in Anspruch nimmt. Man kommt dabei fast zu nichts anderem.

Am Mittagstisch beunruhigt ihn die Feststellung, daß seine Frau erstmals seit zwanzig Jahren die Saucière mit dem Goldrand auf der Tafel verwendet. Was mag das wohl zu bedeuten haben? Herr Bünzli ahnt Schlimmes; denn er fürchtet nichts so sehr wie Veränderungen vertrauter Gewohnheiten, da sie möglicherweise den Keim unabsehbarer Gefahren in sich bergen. 12.30 Uhr, die geheiligte Stunde «Beromünsters», unterbricht sein Sinnieren. Er zählt, wie üblich, die Zeitzeichen der sprechenden Uhr und korrigiert exakt nach dem dritten Ton die Zeiger seines Chronometers. In den Nachrichten erfährt Herr Bünzli außer der bekannten Tatsache, daß die Welt ringsum aus den Fugen gerät, mit besonderer Genugtuung vom Gegenvorschlag des Bundesrates zur Initiative betreffend das Gesetz betreffend die Aenderung des Gesetzes vom 18. 11. 1894. Eine Aenderung mit Billigung von oben läßt er sich gerade noch gefallen. So bleibt die Ordnung gewährleistet.

Der Sonntagsfriede scheint gerettet.

PS. Warum heißen nur so wenige Leute in der Schweiz wirklich Bünzli?

Friedrich Salzmann

Patrie à faire

Auf der Suche nach der heilen Welt begegnete ich der Schweiz. Und hier einem ehemaligen Bundesrat. Er hat mir geholfen bei der Urteilsbildung. Höchstes und letztgültiges irdisches Symbol des Heils sei für ihn der Uniformierte, und unter diesen der einfache Soldat. Die vielen Tellen, Winkelriede, Nikläuse und Bubenberge überall im Lande verstreut stünden nicht zufällig alle auf mächtigen Sockeln, unerschütterliche Zeugen des Willens zur nationalen Gemeinschaft. — Das war, der Tonfall deutet es an, vor vielen, vielen Jahren.

Aber wir finden, ohne lange suchen zu müssen, ähnliche Zeugnisse in der schweizerischen Wirklichkeit von heute. Ich rechne dazu den Beifall, den unser Verteidigungsminister im Nationalrat erhielt, als er auf die unversehrte Popularität des Fliegerdéfilés von Emmen hinwies; oder als ein Parlamentarier aus Basel, die Sorgen und Erfahrungen der Väter im Rate unterschätzend, mit seinem Antrag auf Vorverlegung der politischen Mündigkeit der Schweizerbürger und -bürgerinnen heimgeschickt wurde. Und ich denke schließlich auch an jenen Bankdirektor, der — von mir nach der Notwendigkeit des Neubaus befragt — mit aufrichtigem Lächeln erwiderte: «Ja, wissen Sie, unsere Tresors plätzen halt aus allen Nähten.» All dies gehört zur Schweiz wie sie leibt und lebt. Zur Schweiz, die mir's mitsamt dazugehöriger Verfassungsgarantie erlaubt, sie als «patrie à faire» (Charly Clerc) zu verstehen.